

HASNAIN KAZIM

dtv
premium



Grünkohl und Curry

Die Geschichte einer Einwanderung



SPIEGEL ONLINE

Prolog

Auf der Suche nach den eigenen Wurzeln

Meine Eltern haben sich für Deutschland entschieden. Als Kind habe ich gedacht: Schweden wäre besser gewesen. Pippi Langstrumpf kommt da her, ich wäre gerne in der Nähe der »Villa Kunterbunt« aufgewachsen. Außerdem gibt es dort viele Wälder und hübsche Seen, auf denen man Boot fahren kann. Oder Frankreich, wo das Essen so gut ist und die Sprache so elegant. Von mir aus Italien oder Spanien, immer Sonne und möglichst das Meer in der Nähe. Japan fand ich auch irgendwie cool.

Warum ausgerechnet Deutschland, mit dem meine Eltern genauso wenig verband wie mit Schweden, Frankreich, Italien, Spanien oder Japan? Warum nicht England, Kanada oder die USA, wo immerhin Verwandte von uns leben und ein Neuanfang leichter gewesen wäre? Großbritannien hat gegenüber Pakistanern und Indern als ehemalige Kolonialmacht eine gewisse Verantwortung und die beiden anderen Staaten sind Einwanderungsländer. Warum Deutschland, wo alles ein paar Nummern komplizierter für sie war, allein schon wegen der schwierigen Sprache?

Es ist wohl auch das, was man – ein großes Wort – Schicksal nennt, das meine Eltern in ein norddeutsches Dorf geführt hat.

»Ihr habt das Glück, hier aufgewachsen zu sein«, sagt meine Mutter hin und wieder zu meiner Schwester und mir.

Sie schätzt an ihrer selbst gewählten Heimat all das, was man Deutschland jenseits seiner Grenzen nachsagt: Das Land ist sauber und gepflegt. Die Menschen sind fleißig und ordentlich, modern, dennoch traditionsbewusst. Qualität ist ihnen wichtig. Sie haben

viele Freiheiten und Chancen. Religion ist Privatsache, jedenfalls für die meisten. Außerdem kommen von hier die besten Autos der Welt, sagt sie, obwohl sie sich für Autos gar nicht interessiert. All diese Klischees, findet sie, treffen im Großen und Ganzen zu.

Wenn man so will, ist Deutschland der Gegenentwurf zu Pakistan, der alten Heimat meiner Mutter.

Mein Vater sieht das ähnlich, auch wenn bei ihm damit kein so kritisches Verhältnis zu Pakistan und Indien, seinem Geburtsland, verbunden ist wie bei meiner Mutter. Ich glaube, meine Eltern sind das, was manche »gute Deutsche« nennen.

Kürzlich war ich wieder in Hollern-Twielenfleth, jenem Dorf im Alten Land, in dem ich meine Kindheit verbracht habe. Ich bin durch die vielen Obstgärten spaziert, bin an die Elbe gefahren und habe über den Deich geschaut, auf die Schiffe, die je nach Richtung nur noch wenige Stunden von Hamburg trennen oder viele Tage vom anderen Ende der Welt. Ich habe Menschen getroffen, die mir als Kind Bonbons geschenkt haben und die mich jetzt, Jahre später, sofort wiedererkannten.

»Schön, dich wiederzusehen.«

Oder: »Ach, bist du auch mal wieder im Lande!«

»Na, mien Jung, wie geit di dat?«, fragte ein Mann, der in seinem Garten arbeitete. Seine Haare waren inzwischen grau, sein Rücken gekrümmt, insgesamt wirkte er viel kleiner, als ich ihn in Erinnerung hatte. In dem Moment hätte ich ihn wegen der Selbstverständlichkeit, mit der er mich auf Plattdeutsch ansprach, umarmen können. *Du bist einer von uns. Du verstehst mich.*

Was weiß er von der Vergangenheit meiner Eltern? Was weiß überhaupt jemand in Hollern-Twielenfleth von uns?

Ich versuche zu verstehen, weshalb meine Eltern um keinen Preis wieder weg wollten. Weshalb sie viele Jahre Streitereien mit Behörden auf sich nahmen, ertrugen, dass sie oft vor einer Ausweisung standen, jahrelang kämpften, Niederlagen vor Gericht einsteckten. Und weshalb sie sich all die Debatten, die hier über Ausländer geführt werden, anhörten, obwohl sie oft unerträglich

sind, weil sie von griesgrämigen Menschen, die überhaupt keinen Grund zum Jammern haben, auf Stammtischniveau geführt werden, und von Politikern, die auf diese Weise Stimmen jagen. Debatten, an denen sich diejenigen, die es betrifft, viel zu selten beteiligen. In Deutschland haben Ausländer nur eine schwache Stimme. Wenn sie sie erheben, will sie keiner hören. Oder sie werden von seltsamen (religiösen) Verbänden vertreten, die meist ein einseitiges und verzerrtes, sogar radikales Bild wiedergeben, und man wünscht sich: Hätten sie mal besser nichts gesagt.

Fremde wurden jahrelang als »Gastarbeiter« willkommen geheißen – ein unhöfliches Wort, seit wann lässt man Gäste arbeiten? –, dann wieder beschimpft, sie würden das deutsche Sozialsystem ausnutzen. Mal gelten sie als Flüchtlinge, denen man unbedingt helfen muss, dann als lästige Asylanten, denen es nur ums Geld geht und die kriminell sind. Ihnen wird vorgeworfen, sie nähmen den Deutschen die Arbeitsplätze weg, dann sollen sie, bitte, bitte, als Computerfachleute möglichst zahlreich hierher ziehen. Von Überfremdung ist die Rede, aber auch von dringend nötiger Zuwanderung wegen der alternden Bevölkerung. Je nach Stimmung und politischem Lager ist »Multikulti« ein wegweisendes oder ein gescheitertes Gesellschaftsmodell. Und gerade in Zeiten, in denen einige Menschen meinen, im Namen des Islam töten zu müssen, haben hier gleich alle Muslime (und Leute, die dafür gehalten werden) einen schweren Stand. Jeder hat eine Meinung, aber was sagen die Ausländer selbst?

Ich habe meine Eltern gefragt: Warum wolltet ihr nach Deutschland? Warum der Abschied von Pakistan kurz nach eurer Hochzeit 1974, von der Kultur, die ihr von Kindheit an kanntet, von einem Umfeld, in dem es euch gut ging? Warum all die Bemühungen um ein Leben in Deutschland, warum der Versuch, sich in eine völlig neue Kultur einzufinden? Und wie war das damals eigentlich, als wir kurz vor der Abschiebung standen? Als Freunde Unterschriften sammelten, damit wir bleiben durften? Als unser Hausarzt Atteste schrieb, wonach wir aus gesundheitlichen Gründen nicht

ausgewiesen werden sollten und uns angeblich sogar psychische Störungen und Lebensgefahr drohten, sollten wir Deutschland dauerhaft verlassen müssen?

Meine Eltern schauten mich an, als wolle ein Kind etwas wissen, für das es eigentlich noch zu klein ist.

»Warum fragst du?«, erkundigte sich meine Mutter.

Da wollte ich so viele Dinge wissen – und war nicht darauf gefasst, selbst gefragt zu werden.

»Ach, na ja, wie soll ich sagen ...«

Ich wusste nicht, wie sie auf meine Antwort reagieren würden. Aber was soll's, irgendwann musste ich ja raus mit der Sprache.

Also erzählte ich ihnen von meiner Idee. Davon, dass Freunde regelmäßig staunten, wenn ich von meiner Familie und vom Weg meiner Eltern erzählte. Und davon, dass ich dann jedes Mal hörte: Warum schreibst du das nicht auf? So, als ob Journalisten immer alles aufschreiben würden, selbst ihre privaten Dinge. Aber warum eigentlich nicht?

Meinen Eltern gefiel die Idee. Sie sagten es zwar nicht sofort, vielleicht mussten sie sich erst an den Gedanken gewöhnen, dass ihr Sohn in ihrer Vergangenheit wühlen und sie für jedermann zugänglich machen wollte; zudem waren eine Menge unangenehmer Erinnerungen damit verbunden. Aber ihre Geschichte ist es wert, erzählt zu werden. Das fanden auch meine Eltern. Sie stimmten zu.

Ich begann also im Herbst 2006 mit der Recherche. Im Laufe der Zeit fand ich mehr, als ich erhofft hatte. Vieles davon hörte und las ich als Anfang-dreißig-Jähriger zum ersten Mal. Auch sehr seltsame Dinge. Am Ende hat diese Geschichte mich verändert.

»Wir haben auf dem Dachboden noch einen Karton mit Papierkram«, sagte mein Vater. »Da ist ein Ordner, in dem steht alles.«

In einer verstaubten Bücherkiste mit der Aufschrift »Papiere« lag sie, unsere deutsche Familienvergangenheit: drei Jahrzehnte in einer einzigen Kiste. Darin stapelten sich alte Rechnungen und irgendwelche Korrespondenz, die mein Vater aus welchen Grün-

den auch immer aufbewahren wollte. Ganz unten lag ein blauer Ordner. Mein Vater hatte den Familiennamen »Kazim« auf den Rücken geschrieben.

Ich kramte das schwere Papierbündel heraus und begann darin zu blättern. Briefe, Gutachten, Unterschriftenlisten, Petitionen, Gerichtsurteile, Anwaltsnotizen. Während ich die zum Teil vergilbten Papiere überflog, wurde mir klar, was meine Eltern durchgemacht, welchen Mut sie gehabt hatten: als junge Menschen ihre vertraute Umgebung zu verlassen, aus Abenteuerlust und Neugier auf ein anderes Leben in ein fremdes Land zu gehen und dort auf massiven Widerstand der Behörden zu stoßen. Ihr Weg hat meinem Leben die Richtung vorgegeben, einem Leben in zwei Welten, die unterschiedlicher kaum sein können.

Schließlich fand ich ein Schreiben des Landkreises Stade aus dem Jahr 1990, den Brief, der alles änderte.

Die Erinnerung kam wieder.

Am 12. November 1990, einem Montag, kam ich verschwitzt von der Schule nach Hause, auf dem gut sieben Kilometer langen Weg von Stade nach Hollern-Twielenfleth hatte ich aus meinem neuen Fahrrad alles herausgeholt. Im nächsten Sommer sollte ich in die elfte Klasse kommen, von da an wurden die Busfahrten kostenpflichtig, weil die Schulpflicht endete. Meine Eltern hatten angeboten, mir statt einer Jahresfahrkarte ein Rad zu kaufen. Ich war sofort dafür – ein Fahrrad war ein wertvollerer Besitz als eine Busfahrkarte, quasi für die Ewigkeit statt nur für ein Jahr, dabei vergleichbar im Preis.

Im Briefschlitz neben der hölzernen Haustür hing ein grauer Umschlag, wie ihn nur Behörden verwenden.

Zu Hause war niemand. Meine Schwester hatte noch Unterricht, meine Mutter war im Büro, wo sie in der Buchhaltung einer Baustoffhandlung als bald Vierzigjährige eine Ausbildung zur Kauffrau absolvierte, und mein Vater, wie so oft, auf See. Er fuhr zu der Zeit als Kapitän auf großer Fahrt und kannte fast jedes Land der Erde – zumindest jedes, das eine Küste hat.